

**... die seine Liebe mir abstahl / erweist mir lauter  
Schimpff und Qual –  
Neues vom Gaidorfer „Rosenkrieg“\***

VON CARL-JOCHEN MÜLLER

Vor drei Jahren hat der Autor versucht, bei der Leserschaft dieser Zeitschrift Teilnahme zu wecken für die Liebesnöte des Schenken Philipp Albrecht von Limpurg-Gaidorf und seiner beiden Gattinnen. Zeugnisse, die ihm von verschiedenen Seiten zugegangen sind, geben Grund zu der Annahme, die traurige Dreiecksgeschichte habe in der Tat bei fühlenden Herzen einigen Anklang gefunden. Dadurch ermutigt, werden im Folgenden einige Quellen präsentiert, die während der abschließenden Verzeichnungsarbeiten am Bestand B 114 des Staatsarchivs Ludwigsburg zum Vorschein kamen; sie sind geeignet, auf die Protagonisten des Dramas neues Licht zu werfen.

Wir erinnern uns: Schenk Philipp Albrechts Übertritt zum Katholizismus sollte die Loslösung von seiner bisherigen Gattin Dorothea Maria von Hohenlohe-Waldenburg forcieren und den Weg für eine Ehe mit Maria Barbara Gratianus freimachen. Vorderhand aber besiegelte der Schritt vor allem das Zerwürfnis zwischen ihm und den Seinen. Nach den neu entdeckten Quellen übernahm es sein Bruder, der zu Schmiedelfeld regierende Schenk Wilhelm Heinrich, dem Konvertiten deshalb nochmals ins Gewissen zu reden. In seiner Gardinenpredigt stellte er ihm vor, *auff was unbeweglichem grundt die Evangelische wahrheit der Religion Augspurgischer confesßion, deren Unßere in Gott ruhente VorEltern insonderheit der Hochgebohrne Unßer HochgeEhrter Herr Vatter Christmilden andenckens seit der reformation so eyfferig zugethan gewesen, beruhe Und wie weit Wier also von denen Romanischen entfernet sein*<sup>1</sup>. Und für den Fall, dass dieser Schuss fehlging, hatte er noch weitere Munition auf Lager. Da war zunächst ihrer beider Mutter: Maria Juliana hielt sehr auf Konfessionstreue; wie sehr musste der Abfall ihres Ältesten vom Protestantismus ihre schon wegen der Brüskierung der hohenlohischen Verwandten übergroße *hertzensbetrib= undt bekümmernis vermehren*<sup>2</sup>! Neben den Muttertränen sollten auch die Seufzer der irritierten Untertanen das entlaufende Schaf zur Rückkehr verlocken – vergebens.

\* Vgl. dazu WFr 86 (2002), S. 369–394.

1 StAL B 114 Bü 8672, Schreiben Wilhelm Heinrichs an Philipp Albrecht von Limpurg-Gaidorf vom 4. September 1680.

2 Ebd., undatiertes Konzept eines Schreibens Wilhelm Heinrichs an Philipp Albrecht von Limpurg-Gaidorf.

Eher ließ sich ein Stein rühren als Philipp Albrecht, ja, der setzte noch eins drauf. Mitleidige Untertanenseufzer, die der bisherigen Landesherrin gelten mochten, wusste er im Ansatz zu ersticken.

Anfang September 1680 ließ er den Geistlichen seiner Herrschaft ein Mandat zukommen, das sie über seine missliche Lage ins Bild setzte, über den dank des Bischofs von Bamberg und Würzburg entdeckten kanonischen Makel, der seine bisherige Verbindung zur Scheinehe stempelte. Gewillt, den 13 Jahre zurückliegenden Missgriff bei der Partnerwahl nunmehr möglichst rasch und rückstandsfrei wieder gut zu machen, fühlte der Schenk sich von der landesväterlichen Gewissenspflicht bedrängt, die Untertanen nicht länger mit Fürbitten für seine *vermeintlich geweste gemahlin*<sup>3</sup> zu beschweren. Daher gebot er den Geistlichen, Dorothea Marias im Kirchengebet nicht länger zu gedenken.

In Schmiedelfeld löste so viel Fürsorglichkeit Bestürzung aus. Wilhelm Heinrich, bekanntlich kein Freund der Neuerungen seines Bruders und nicht zuletzt auch auf seinen Ruf bei der hohenlohischen Verwandtschaft bedacht, verfügte zwei Tage darauf in einem Gegenbefehl, es habe alles beim Alten zu bleiben und das Kirchengebet sei in seiner bisherigen Form, ohne jede Änderung, zu verlesen<sup>4</sup>. Derlei wiederum kam in Gaildorf nicht gut an. Philipp Albrecht reagierte unverzüglich. Unter Berufung auf sein Seniorat mahnte er schon tags darauf die Geistlichen zum Gehorsam und drohte für den Weigerungsfall Weiterungen an<sup>5</sup>. Wilhelm Heinrich erhielt einen besonderen Rüffel: ob er, Philipp Albrecht, für sich und die Seinen wolle beten lassen oder nicht, sei ganz allein seine Sache, die Fürbitten für den Bruder und dessen Familie habe er ja nicht angetastet. Außerdem verübelte der Gaildorfer Schenk seinem Schmiedelfelder Bruder, dass der nicht, bevor er mit dem Gegenbefehl herausgekommen war, zunächst einmal die Aussprache mit ihm gesucht hatte. Er riet ihm, von weiteren Querschüssen abzustecken, *sonsten Sie mich vielleicht zu mehrern zugreifen anlaß geben oder gar nöthigen dörrften*<sup>6</sup>. Die Drohungen aber verfangen nicht. Wilhelm Heinrich rechtfertigte sein Verhalten galant mit der Sorge um seine Schwägerin, deren Tilgung aus dem Kirchengebet vor Ende der Auseinandersetzungen einem Akt höchster Beschimpfung und Präjudiz gleichkomme; sodann, und diese Motive scheinen stichhaltiger, ließ er auch die Rücksicht auf das Haus Hohenlohe und auf seine Reputation als eigenständiger Landesherr anklingen<sup>7</sup>.

Unter den Geistlichen der Herrschaft sorgte das Hin und Her indessen für einige Unruhe. Wilhelm Heinrich Gratianus – Gaildorfer Diakon, Pfarrer in dem zu Wilhelm Heinrichs Herrschaftsanteil gehörigen Münster und, nebenbei be-

3 Ebd., Mandat Philipp Albrechts von Limpurg-Gaildorf vom 2. September 1680.

4 Ebd., Mandat Wilhelm Heinrichs von Limpurg-Gaildorf vom 4. September 1680.

5 Ebd., Mandat Philipp Albrechts von Limpurg-Gaildorf vom 5. September 1680.

6 Ebd., Schreiben Philipp Albrechts an Wilhelm Heinrich von Limpurg-Gaildorf vom 5. September 1680.

7 Ebd., Schreiben Wilhelm Heinrichs an Philipp Albrecht von Limpurg-Gaildorf vom 10. September 1680.

merkt, der ältere Bruder von Schenk Philipp Albrechts Mätresse – wandte sich nach Schmiedelfeld mit der Bitte um Rückendeckung. Gratianus hatte sich dem Befehl aufs Erste widersetzt und sah sich nun mit dem neuerlichen Dekret seines Schwagers in spe konfrontiert, das den Befehl bekräftigte, *cum annexa clausula, wo mann dieses mahl Wider nicht pariren Würde, Ihro hochgräffliche Gnaden gegen den Ungehorsamen andere Mittel Vor die hand nehmen wollten*<sup>8</sup>. In der Zwickmühle der Loyalitäten erbat der verschüchterte Diakon von Wilhelm Heinrichs Sekretär Verhaltensmaßregeln. Die bewegten sich allerdings im bekannten Rahmen. Am 24. September erneuerte Wilhelm Heinrich seinen Konträrbefehl<sup>9</sup>, und das Kirchengebet stieg in der Herrschaft Limpurg-Gaildorf in zwei Varianten gen Himmel. Einige Pfarrer nämlich bequemten sich durchaus der neuen Linie. So warf Hans Wilhelm Jäger, schmiedelfeldischer Untertan und Schneider und überdies gerade alkoholisiert, um Weihnachten 1680 in aller Öffentlichkeit die Frage auf, was man wohl von solch einem haltlosen Diener Gottes wie dem Herrn Superintendenten halten sollte: der habe einst ihm gegenüber weinend *vermeldt, wann seine tochter hieher komme, ziehe er hinauß und anderst wohin und jezt bete er in der Kirch vor sie als vor ein rechte Gräffin, und wer eine lust habe, solte in die Kirch gehen*<sup>10</sup>. Hier treffen wir also einen alten Bekannten, keinen anderen nämlich als – den angeblich dem gesellschaftlichen Aufstieg seiner Tochter so standhaft trotzens Johann Wilhelm Gratianus! Sein Wankelmüt rückt ihn einigermaßen ins Zwielflicht, wobei man ihm immerhin zugute halten mag, dass er inzwischen tatsächlich zum Schwiegervater des Landesherrn avanciert war und dergleichen Perspektivenwechsel der Gesinnungstreue erfahrungsgemäß wenig zuträglich sind. Der Schneider Jäger aber, einmal bei dem reizvollen Thema angekommen, hechelte es in allen Aspekten durch. *Der Donner soll ihn erschlagen, die Gräffin hier sey nur ein hur* – eine Tatsache, von der er sich selbst überzeugt hatte, seinerzeit an Philipp Albrechts Hof, wo er drei Jahre lang den postillon d’amour hatte spielen dürfen. *Der herr zu Geildorff hab ihm eins mahls 20 Reichsthaler in sack gegeben, ihr ein rock daraus zu kauffen: Er hab sie seinem herrn mehr als 100 mahl zugeführet*. Im übrigen sei die Sache allgemein bekannt, auch Wilhelm Heinrich behandle seine neue Schwägerin wie eine Hure und Ehebrecherin. Außerdem werde Maria Barbara allenthalben geschnitten, nicht nur vom Adel; und, wohlgemerkt: *die andere Gräffin sey ja noch da!* Im Volk regte sich also ein feines Gespür für die mangelnde Ebenbürtigkeit der neuen Herrin. Da war es auch nicht verwunderlich, dass, wie Jäger weiter angab, mehr als 24 Untertanen Philipp Albrechts die Seite wechseln und unter

8 Ebd., Schreiben des Heinrich Wilhelm Gratianus vom 10. September 1680 an Johann Lorenz Wolff.

9 Ebd., Schreiben Wilhelm Heinrichs von Limpurg-Gaildorf vom 24. September 1680 an den Sulzbacher Pfarrer Johann Heinrich Calisius.

10 Ebd. Bü 3235, Protokoll vom 17. Januar 1681 über die Vernehmung des Philipp Albrecht Gotthardt.

schmiedelfeldische Herrschaft treten wollten! Ob es dazu wirklich gekommen ist, darüber freilich hüllen sich die Quellen in Schweigen.

Neue Aufschlüsse geben uns die Akten auch über Philipp Albrechts merkwürdige letzte Krankheit, zumindest was ihre Dauer angeht. Das todbringende Leiden verliert etwas von seiner Plötzlichkeit; sein terminus a quo wird um mindestens drei Wochen zurückdatiert werden müssen, vor den 4. April 1682 (neuen Stils). Von diesem Tag nämlich ist ein Schreiben des Geifertshofener Pfarrers Felix Christoph Gärtner<sup>11</sup> an den Schenken auf uns gekommen, das sich einleitend in der *captatio benevolentiae* gefällt, der *Vatter aller Gnaden und Barmherzigkeit* möge des Adressaten *bißherige Unpäßlichkeit zu Göttlichen seinen Ehren, Euer hochgräflichen Gnaden aber zu beständiger Wolfahrt, und die erwünschte Reconvalescenz zu ganzer Herrschaft höchster freude gedeyen lassen, auch zu allem hochgräflichen Vergnügen langwürigst continuiren*. Philipp Albrecht muss damals also schon krank, ja, die Kunde von seinem Siechtum muss schon durch die ganzen limpurgischen Herrschaften verbreitet gewesen sein. In Erfüllung allerdings gingen des Pfarrers fromme Wünsche nicht, wir wissen es; der Anblick eines mit der zweiten Eheliebsten sich langwierig vergnügenden Schenken blieb seinen Widersachern, allen voran Wilhelm Heinrich, erspart.

Der übrigens besann sich auf das christliche Gebot der Bruder-, oder auch, wenn man so will, Feindesliebe erst, als die Gefahr gebannt war und es wenig zu kosten schien, große Gefühle zu zeigen. Zu den Zeugnissen über Philipp Albrechts letzte Tage gehören auch offene Apothekerrechnungen für allerlei Mittelchen. Nun, da der seinerzeitige Patient längst wohlverwahrt und (unter falschem Namen) in der Gruft ruhte, bezahlte Wilhelm Heinrich die Arzneien, die, wären sie angeschlagen, seine Nachfolge in Gaildorf mindestens verzögert, vielleicht gar verhindert hätten<sup>12</sup>. Welch löbliche Großmut!

Gleichen Seelenadel bewährte Wilhelm Heinrich am heikelsten Posten der brüderlichen Hinterlassenschaft, an der unstandesgemäßen Schwägerin. Auch Maria Barbara Gratianus gehört zu den Personen, deren biographische Erforschung von den neu aufgefundenen Quellen profitiert. Wie wir aus einem Schriftstück erfahren, schloss sie ihre zweite Ehe wohl bald nach der Katastrophe ihres kurzen Landesmutterglücks und setzte hernach noch mindestens einmal den Fuß nach Gaildorf. Anfang Mai 1685 quittieren sie und ihr nunmehriger Ehemann Johann Krauß, Kornett bei den fränkischen Kreistruppen in der Kompanie des Rittmeisters Doalsky, dem Schenken Wilhelm Heinrich den Erhalt von 100 Gulden zum Zwecke ihrer *endlichen abfertigung*<sup>13</sup>. Die Quittung, zu Gaildorf datiert, trägt außer den Unterschriften der unmittelbar Beteiligten auch die von Maria Barbaras Mutter, der inzwischen verwitweten Maria Agatha

11 Ebd. Bü 3025, Schreiben des Felix Christoph Gärtner vom 25. März 1682.

12 Ebd. Bü 8847, Dekret Schenk Wilhelm Heinrichs von Limpurg-Gaildorf vom 19. September 1683 an Johann Conrad Grombach.

13 Ebd. Bü 9417, Quittung vom 21. April 1685 über die Abfindung der Maria Barbara Krauß.

Gratianus. Erwähnt wird außerdem ein Rezens zwischen den Parteien, wonach Maria Barbara obendrein mit Kleidern und Preziosen abgefunden wurde. Damit hatte Wilhelm Heinrich wenigstens von dieser Altlast nichts mehr zu befürchten, anders als von der darbenenden Dorothea Maria, die ihm mit immer neuen Forderungen wegen ihres Wittums lästig fiel.

Zur Korrektur der früheren Darstellung zwingen auch die Erkenntnisse, die inzwischen über Johann Peter Hummel gewonnen wurden, jenen skrupulösen Liebes- und „Giftboten“, der eigenem Bekunden nach Philipp Albrechts Anschläge auf Dorothea Maria vereitelte und dafür Prügel, Flüche und Morddrohungen bezog. Wie wir nun wissen, war der Schenk im Recht, denn Hummel hatte sich seinem Herrn Ende April 1680 durch Handtreue besonders verpflichtet. Die Urkunde darüber erlaubt uns, das Giftattentat auf die Schenkin zeitlich genauer zu verorten. Es muss erst verübt worden sein, als die Ehekrise im Hause Limpurg-Gaidorf sich ihrem Siedepunkt näherte, wohl unmittelbar vor Dorothea Marias Flucht nach Waldenburg und vielleicht in direktem ursächlichen Zusammenhang damit. Inhaltlich besagt die Obligation, Philipp Albrecht habe auf seine Kosten Hummel beim Hofbäcker Christoph Stiffel ausbilden lassen, und aus Dankbarkeit dafür verspreche der Protegé unter Eid und bei Verlust seines ehrlichen Namens, *daß auff begebenden fall, es sey über kurtz oder lang, wann hochgedachter mein gnädigster Graff und Herr meiner wider gnädigst begehren sollte, ich mich gleichbalden gehorsamblich zu stellen nicht ermanglen werde*<sup>14</sup>. Ja, und schon über kurz war es eben so weit, dass der Schenk Hummels Dienste begehrte, in einer besonders delikaten Angelegenheit. Und dann solcher Undank, solches Versagen, solch herbe Enttäuschung! Wer wäre da nicht außer Fassung geraten?

Die überraschendste und schönste Trouvaille aber betrifft die arme Dorothea Maria selbst. Aus ihrem Umkreis trat ein Klage- und Trostlied ans Licht<sup>15</sup>, eine sechzehnstrophige Kontrafaktur von Georg Neumarks (1621–1681) 1640 entstandenem, beliebten Choral „Wer nur den lieben Gott lässt walten“<sup>16</sup>. Die Verse müssen aus der Zeit nach Philipp Albrechts Hochzeit mit Maria Barbara Gratianus stammen: es geht darin die Rede, die Klagende – also Dorothea Maria – sei *ganz verstoßen* und die, die ihr des Schenken Herz geraubt habe, werde nun an ihrer Stelle verehrt. Solch *verschluckter Schimpf* stößt der Exilierten bitter auf. Keiner Schuld bewusst, betont sie, ihrem Gatten stets Ergebenheit bewiesen und keinerlei Anlass zur Klage gegeben zu haben. Wurde er ihrer gleichwohl satt, so liege das allein an ihm, oder vielmehr an den Ränken des Teufels, der ihn zum Ehebruch verleitet habe. Im übrigen vermittelt die Adaption, die in einer Abschrift von der Hand Johann Nicolaus Bäumers, des späteren Oberroter

14 Ebd. Bü 8820, Dienstverpflichtung des Johann Peter Hummel vom 19. April 1680.

15 Ebd. Bü 8672.

16 Hier zitiert nach der Fassung in: A. Schöne (Hrsg.): Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse (Die deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse 3), München 1988, S. 217f.

Amtsvogts, überliefert ist, jenes Gottvertrauen, das bereits für die Vorlage kennzeichnend ist. Voll fatalistischer und quietistischer Trosthaftigkeit wendet sich das Original bekanntlich ermunternd an Fortunas Stiefkinder, an alle, die sich für zu kurz gekommen halten: *Denk nicht in deiner Drangsalshitze/ daß du von Gott verlassen seyst/ und daß Gott der im Schoße sitze/, der sich mit stetem Glücke speist./ Die Folgezeit verändert viel/ und setzet Jeglichem sein Ziel.* Sind diese Verse des Urtexts nicht schon wie Dorothea Maria auf den leidenden Leib und die leidende Seele geschrieben? Die zwölfte Strophe der Kontrafaktur liefert dazu auch die passende Variation. Und zudem: Hatte die geschasste Schenkin nicht die Wirkung der göttlichen Allmacht, von der die sechste Strophe des Kirchenlieds zu singen weiß, jener Macht, *den Reichen klein und arm zu machen/ den Armen aber groß und reich*, an sich selbst erprobt sehen müssen? Doch gibt es zwischen Original und Umdichtung auch Differenzen. So heißt es in der zweiten Strophe des Chorals: *Was helfen uns die schwere Sorgen?/ Was hilft uns unser Weh und Ach?/ Was hilft es daß wir alle Morgen/ beseufzen unser Ungemach?/ Wir machen unser Kreuz und Leid/ nur größer durch die Traurigkeit* – eine eindringliche Warnung vor eben dem Selbstmitleid, das in der entsprechenden Strophe der Kontrafaktur wahre Triumphe feiert. Und auch mit dem Gottvertrauen ist es ein eigen Ding: im Klagelied hat die Schicksalsergebenheit durchaus ihre Grenzen. So *fein still*, so duldsam-unbewegt *wie die Perlen in der Ungestümmigkeit deß Meers in ihrer Mutter*, wie es die Leichenpredigt<sup>17</sup> später an Dorothea Maria rühmen wird, trägt die Klagende im Lied ihr Los keineswegs. Die Aufforderung an Gott, der Verfolgung einer Schuldlosen nicht länger zuzusehen, ist unüberhörbar. Von besonderem Interesse ist, dass neben Selbstmitleid, trostreicher Ergebung und der Hinwendung zu Jesus als dem Seelenbräutigam auch die Hoffnung auf ein Scheitern von Philipp Albrechts neuer Beziehung aufscheint. Die Vorgänge um die drei in Wirrnisse der Liebe und des Hasses Verstrickten werden mit Schicksalen biblischer Gestalten in Analogie gebracht, nicht immer ganz glücklich, wie uns scheinen will.

Da erscheint einmal in der siebten Strophe Vasthi, die aus dem Buch Esther bekannte erste Frau des Perserkönigs Xerxes. Die Sängerin des Klagelieds, hinter der wir Dorothea Maria vermuten dürfen, grenzt sich gegen diese Empörerin ab, obwohl Antriebe zur Identifikation offenbar gegeben scheinen, denn Vasthi war eine Schönheit (Esther 1,11) – was man von Dorothea Maria nur mit Einschränkung wird behaupten dürfen. Auch gereichte das Motiv von Vasthis Empörung – Keuschheit – an sich jeder Frau zur Zierde: bekanntlich weigerte sich die Königin, ihre Reize vor Fremden zur Schau zu stellen – Dorothea Maria war in diesem Punkt, wenn man Philipp Albrecht glauben will, weit weniger zimperlich. Jedoch gab Vasthi (und hierin lag ihr Verbrechen, das sie den Thron kosten sollte) mit ihrem Eigensinn ein schlechtes Beispiel und führte die Gefahr einer allgemeinen Frauenemanzipation herauf (Esther 1, 17). Dergleichen dürfte unsere Schenkin

17 Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, Leichenpredigten Bü 376, S.21.

nun kaum als erstrebenswertes Muster empfunden haben, ebenso wenig wie die Aussage der Bibel, Vasthis Würde sei einer andern übertragen worden, *die besser war denn sie* (Esther 1, 19).

Noch heikler wird die Sache in der elften Strophe, wenn Amnon und Thamar auftreten. An ihr im Buch Samuel (2 Sam 13) geschildertes Verhältnis wird die Hoffnung geknüpft, dem Schenken und seiner neuen Flamme möchte es ebenso ergehen. Heikel scheint die Analogie vor allem deshalb, weil sie auf Philipp Albrecht und Dorothea Maria selbst weit besser passt: auch sie waren verwandt (bei den Geschwistern Amnon und Thamar handelte es sich freilich um Blutsbande ersten Grades), auch in ihrer Beziehung spielte die Krankheit eine Rolle, womit allerdings das Präfigurationspotenzial schon erschöpft ist, denn Philipp Albrecht erkrankte ernstlich über dem Ärger mit ihr und wurde, als er Pflegedienste von ihr begehrte, schnöde enttäuscht – Amnon hingegen mimte den Kranken, um Thamar als Pflegerin an und in sein Bett zu bekommen. Auch der weitere Verlauf der Geschichte nimmt eher die Eheszenen zwischen Philipp Albrecht und Dorothea Maria vorweg als die Liebesgeschichte zwischen dem Schenken und Maria Barbara: der Gram Annons gegen Thamar nach dem Beischlaf mit ihr und ihre anschließende rüde Abschaffung (2 Sam 13, 15) – wer erinnerte sich da nicht des Bettekels des Schenken und der Verstoßung der Dorothea Maria? Einen Analogieschluss von Thamar auf Maria Barbara ließe allenfalls beider Aufnahme ins Hofgesinde statthaft erscheinen.

Nach den kommentierenden Vorreden nun aber endlich das Klagelied.

*Melodia: Wer nur den lieben Gott läßt walten*

1. Seyndt in dem Landt noch fromme Herzen,  
so schauen sie mein Ellendt an,  
ob auch ein Schmertz mit meinem Schmerzen  
auff Erden sich vergleichen kann.  
Ich schwemm in meinen Thränen hier,  
kein Trost will mehr erscheinen mir.

2. Mein Gott! Wie hastu mich verlassen,  
du weißt ja, daß ich ohne Schuldt  
mich lassen muß so grausam hassen,  
wie lang doch trag ich schon Gedult  
mit allem, waß ich umb und an  
so lange Zeit zu lang gethan.

3. Jezt aber bin ich ganz verstossen,  
nichts hilfft mir meine Lieb und Treu.  
Hastu denn über mich beschlossen,  
daß ich der Welt ein Schauspiel sey?  
Ach! Lässestu mein Seufzen nicht  
mehr kommen vor dein Angesicht.

4. Wenn die geringste Schuldt ich trüege  
an meinem Jammer, Hohn und Spoth,  
da ich doch steths in Demuth lige  
in allem Creutz vor meinem Gott,  
so wolt ich mich selbst klagen an,  
so aber hab ich nichts gethan.

5. Nichts aber hab ich ja begangen,  
daß dieser Untreu würdig wär.  
Diß war mein Wunsch und mein Verlangen,  
zu lieben den, ja, mehr und mehr,  
den, der mir zum Gemahl beschehrt.  
Kein Blick von mir ihn hat versehrt.

7. Hett ich, wie Vasthi, mich erhoben  
und den Gehorsamb ihm versagt,  
hett ich mißbrauchet meine Gaben,  
mich über daß und diß beklagt,  
so wolt ich es alß meine Schuldt  
und Straffen tragen mit Gedult.

9. Du großer Gott, kanstu denn sehen  
die groß Verfolgung und Gewalt?  
Soll keine Hülffe mehr geschehen,  
der Kummer würdt mich tödten baldt,  
weil augenblickklich mit Verdruß  
ich meinen Schimpff verschluckhen muß.

11. Wie höflich war nicht Amons Liebe,  
er wurde gar darüber kranckh,  
biß er mit Thamar Unzucht triebe.  
Darauff folgt plötzlich ein Gestanckh,  
daß mit Gewalt er auß dem Hauß  
sie schimpflich liese stossen auß.

13. In deinem Nahmen war beschlossen,  
o heilige Dreyfaltigkeit,  
die Treu, die ich zuvor genossen,  
mit hertzlicher Zufriedenheit.  
Ach! Laß dein Wort doch stärckker seyn  
alß seinen falschen Zauberschein.

15. O Jesu, Trost betrübter Seelen,  
du meiner Seelen Bräutigam!  
Laß dich mein Hertz mit dir vermählen,  
du großer Löw auß Jacobs Stamm.  
Ob mein Gemahl mich würfft schon hin,  
genug, daß deine Brauth ich bin.

6. Sein Herz von mir ist abgeleitet  
und gar in bitterm Haß verkehrt.  
Die, so ihm Strickhe zubereitet,  
würdt jezt an meiner Stell verehrt,  
die seine Liebe mir abstahl,  
erweist mir lauter Schimpff und Qual.

8. So weistu daß ich ihn umbfangen  
mit ungefärbter Lieb und Treu,  
daß ihm allein ich angehangen  
und ihme ganz ergeben sey,  
wenn Änderung nicht finde statt  
und er nicht meiner were satt.

10. Doch kan ja, wie dein Wortt wir sehen  
und wie die Schrifft Exempel zeugt,  
unreine Liebe nicht bestehen.  
Die seyndt einander sehr geneigt,  
die können, ehe man es vermeint,  
einander werden spinnenfeindt.

12. Wie leicht kanstu, o Gott, es schickhen,  
daß auß der Liebe würdt ein Haß,  
die jetzundt mit verborgenen Stricken  
sein Herz verzaubert ohne Maß.  
Es ist Ja alles möglich dir,  
kans seyn, so hilff du jetzundt mir.

14. Die Werckh deß Teufels zu zerstören,  
kamm ja mein Jesus in die Welt.  
Ach! kan er deme denn nicht wehren,  
waß hier deß Teufels List anstellt?  
Der Teufel selbst und niemand sonst  
hat ihn bethört mit dieser Brunst.

16. Komm her zu mir, weil ich, verlassen  
im Ellendt, einsamb sizen muß.  
Ich kan mich ohne dich nicht fassen  
in meinem Unmuth und Verdruß.  
Solt es nicht besser werden hier,  
so nimb, o Jesu, mich zu dir.



Dorothea Maria von Limpurg-Gaildorf, geborene von Hohenlohe-Waldenburg (1647–1695), Ausschnitt aus dem Porträt in ihrer Leichenpredigt (Aufnahme: Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein)